

# Die Tochter des Abgeordneten.

Roman von **Georges Ohnet**. Kritische Uebersetzung von **Emmy Becker**.

(8. Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

„Ich verstehe Dich wohl,“ erwiderte Gilberte, „aber ich darf auf Deine Borschläge nicht eingehen. Nicht, weil es mir an Vertrauen zu Dir fehlt, Heinrich. ... überdies bin ich meiner selbst sicher genug, um mich vor jeder Gefahr zu fürchten. Es wäre ganz verkehrt, Deine gute Mutter in ein Abenteuer zu verwickeln, das bei der Sinnlosigkeit meines Vaters öffentliches Vergehren gegen den Staat ist.“

„Leere Drohungen!“ hatte er sich gesagt. „Wenn sie nicht, das ich nicht nachgeben, wird sie sich auch drein finden. Eine Mädchenlaune, weiter nichts. Was will das heißen? Ein Wöllchen, das der erste Windstoß wegschlägt.“

Als aber Gilberte dann sehr ruhig und gemessen in sein Arbeitszimmer gekommen war und ihm angedeutet hatte, daß sie mit seiner im Voraus erteilten Erlaubnis noch heute Abend zu den Schwestern vom „Göttlichen Erbarmen“ nach Neuilly übersiedeln werde, da hatte es ihn getroffen wie ein tödlich vernichtender und unvorhergesehener Schlag.

Er konnte es natürlich nicht lassen, sich in höhnischen Reden über die Nonnen zu ergehen, die er der schönsten Geldgier beachtete, indem er Gilberte zu verstehen gab, daß ihre paar tausend Franken mütterlichen Vermögens der Mörder sei, wonach die frommen Schwestern schnappten. Das junge Mädchen aber gab ganz gelassen zur Antwort, daß sei nicht wohl möglich, da die Schwestern keine Ahnung hätten, daß sie Vermögen besäßen, und sie in Gegebenheit aus reiner Nächstenliebe ohne alle Entschädigung aufnehmen wollten, dank einer gewissen Einfühlung.

„Die jedenfalls von der Frau Baronin Trezorier bewilligt? Sie läßt sich's was kosten, Dich Deinem Vater abspenstig zu machen.“

„Frau von Trezorier weiß nicht einmal, welche Zustände ich aufsuche, und konnte folglich auch nichts thun, um meine Aufnahme zu befürworten.“

„Und womit wirst Du denn die Zeit deines Lebens bei diesen Bescheidenen?“ höhnte Courcier. „Mit Knien, Kniekrücken, Rosenzengeln?“

„Nein, ich werde arbeiten. Nähen und Kochen für die Armen.“

„Also Dienstmagd des Lumpenpads? Den verlogenen Bettlern als Küchenmagd dienen! Meine Tochter!“ rief der Sozialist empört.

„Das ist Brüderlichkeit, wie ich sie verstehe, Papa.“

Er schielte sie von der Seite an. Eigentlich hätte er die größte Lust gehabt, seine im Joren hingeworfene Erlaubnis zurückzunehmen und Gilberte mit Gewalt bei sich zurückzubehalten.

„Alles, was Du da vorbringst, leuchtet mir gar nicht ein,“ hub er an, „und Du wirst in dieser Umgebung ganz verdorben werden. Wozu gehst Du denn eigentlich hin?“

„Um meine erste Communion nachzuholen.“

Der Abgeordnete stieß einen Aushauch aus, der alle Kirchen von Paris in Trümmer legte.

Wie ein Löwe im Käfig hin und her rasend, donnerte er: „Wie kann ein bisher gesetzlicher Mensch einer solchen ungläubigen Verirrung anheimfallen? Was ist denn in das Mädchen gefahren? Ich erziehe sie nach philosophischen Grundsätzen, und jetzt will sie eine Bettelmadame werden? Der Blödsinn muß den Weibern wohl angeboren sein, im Blut liegen! Aber, ich will doch sehen ... werde dagegen antämen! Gilberte, Du wirst nicht zu den Nonnen gehen!“

„Bist Du mir Zwang auferlegen im Namen der Freiheit? Ist das Deine Achtung vor dem Recht der Persönlichkeit?“

„Das ist richtig!“ rief Courcier stöhnend. „Ich würde ja mein ganzes politisches Glaubensbekenntnis widerlegen ... so kann ich mir doch nicht selbst ins Gesicht schlagen! Und doch ... mein Kind meinen Feinden preisgeben ... Ach! wenn sich's um andere handelt, scheint es immer so leicht, einen solchen Knoten zu durchhauen, ist man aber selbst vor die Frage gestellt ... Gilberte, Du siehst ein, wie schwer es mir wird, siehst, daß ich mich nicht in Deinen Verlust ergehen kann ... Was muß ich thun, um Dich mir zu erhalten?“

„Die Vaterliebe über die Eigenliebe siegen lassen! Den Ehrgeiz, eingebildete Feinde niederzuwerfen, nicht höher stellen, als den Wunsch, Dein Kind glücklich zu wissen! O Papa, willst Du mich zu Deinen Füßen sehen, voll heißen Dankes, voll abtender Liebe? Sieh mich dem Manne, den ich liebe!“

„Du wünschst Du mich ja auch verlassen.“

„Aber jeder Tag meines Lebens wäre erfüllt von Dankbarkeit, von Bewunderung Deiner Großmuth, während ich sie mein Leben vertrauen werde in Verzweiflung über Deine Hartnäckigkeit.“

Courcier athmete so schwer, als ob Beklemmungen ihm die Brust zusammenschnürten.

„Lieber im Kloster als bei den Trezoriers!“ entschied er mit dumpfer Stimme.

„So leb denn wohl, mein Vater!“ schliefte Gilberte unter strömenden Thränen. Er wollte sie nicht ansehen und wandte ihr den Rücken zu.

Tief erschöpft, gebrüht von diesem leichten Kampf, ging das Mädchen feucht zum Bett.

Als Courcier dann am Abend zum ersten Mal allein am Tisch saß, ergriff ihn tiefe Traurigkeit. Von selbstigen, vorwurfsvollen Gedanken der alten Dienerin verfolgt, schlang er beständig ein paar Bissen hinunter, dann schliefte er in sein Zimmer und steckte sich eine Cigarette an, um bei ihr Trost zu finden. Aber aus dem blauen Wöllchen, die sich zur Decke emporräufelten, drang ihm das Gesicht des Bantiers föhnisch an, daneben tauchten die betrübten Züge des falschen Gervais auf, und ganz schattenhaft erschien das Profil eines blossen, gartenkönnigen im großen Wöllchen und weichen Hübschen, das ihn an seine Tochter erinnerte. Die Verwirrung wuchs; sie wollte nicht weichen.

„Ich hätte diesen Trezoriers das Geld für die Revolutionäre Partei schon heimzahlen sollen,“ dachte er. „Morgen sollen sie's bekommen.“

Eine gewisse Gruppe von Politikern hatte ihm nämlich einen anständigen Preis für die Zeitung abgeben und der Verkauf hatte sich nur dadurch verlängert, daß Courcier sich die Fortführung der Redaction auf weitere drei Jahre vertragsmäßig sichern, je ne College aber freie Hand behalten wollte. Man bot ihm zwar an, ihn als Hauptredacteur beizubehalten, sich aber auf keine bindenden Zusagen ein, und im Gefühle, wie gering seine Sicherheit dabei wäre, hatte er bis jetzt das Geschäft nicht abschließen mögen. Die Notwendigkeit, den Trezoriers ihr „Sündengeld“ vor die Füße zu werfen, ließ ihn indes keine andere Wahl und das erfüllte ihn mit neuem Groll gegen die „Wucherer“ Vater und Sohn. Einen Augenblick schloß ihm der Gedanke durch den Kopf, sich an Jacquotot zu wenden. Dieser hatte endlich Mittel und Wege gefunden, sich den Posten eines Ministers der öffentlichen Arbeiten zu verschaffen und er hätte ihn als Gelehrten, seine Zeitung aus dem Geheimnis für die Presse zu unterstügen. Alcin er hatte ja sein Leben lang mit großem Pathos die Aufhebung dieses häßlichen Repräsentationsgesetzes und konnte jetzt, wo er das Opfer seiner Redlichkeitspflicht geworden, war, diese verderbliche Einrichtung doch nicht aufheben, indem er selbst daraus schöpfte. Dieser Strudel hielt ihn zurück, andererseits war es auch gar nicht sicher, wie Jacquotot sein Ansehen aufnehmen würde. Er hatte ihn erst neulich in seinem Leiharbeiter ein wenig auf die Hörner genommen und der einträgliche Kamerad war empfindlich. Wenn aber der Minister schließlich gegen seinen Vorschlag eingegangen wäre, so würde die Folge sein, daß er ihm hinfort zur Verfügung stehen, auf den leisesten Wind eine Lanze für ihn brechen müßte, und der Gedanke, in seiner Zeitung den Ruhm des Freundes auszusparen zu sollen, war ihm peinlich, unerträglich.

So schloß er denn den Handel ab und hatte die Genugthuung, den jungen Baron Trezorier zwanzigtausend Franken mit der Bitte um „postwendende“ Empfangsbescheinigung übersenden zu können. Nach am selben Abend erhielt er diese Quittung und überließ sie mit ingrimmigem Vergnügen.

„Mein Geld haben sie doch genommen!“ sagte er sich. „Ich habe nichts von ihnen, aber sie haben mein Geld.“

Die zwanzigtausend Franken des Abgeordneten Courcier erschienen ihm nämlich bedeutend werthvoller als jene zwanzigtausend Franken des Herrn Gervais und er hatte das Gefühl, daß der junge Mann nun in seiner Schuld stehe.

Diese angenehme Selbsttäuschung sollte ihm indes nicht lange gelassen werden. Schon am anderen Tage entdeckte er an der Spitze einer Sammeliste des Vereins zur Errichtung von Wärmestuben den Posten: „Gilberte, zwanzigtausend Franken.“ Er bebte vor Zorn, als er's las, und erwiderte er nicht an Heinrich Trezorier schreiben und ihm erklären solle, daß er ihn für einen Schurken halte. Bei näherer Ueberlegung mußte er jedoch zugeben, daß der junge Mann anscheinend und richtig gehandelt habe, und so blieb ihm nichts, als sich immer tiefer in das Gefühl der Vereinsamung und bitteren Menschenhasses hineinzuwühlen. Er war wirklich über das. Von seiner Nachforschung in der Presse herabgeführt, ohne weitere Bedeutung als die eines Abgeordneten, wie es viele giebt, mußte er nun auch die demüthigende Erfahrung machen, die geachteten Größen nicht erparat bleibt. Leute, die sich gestern noch schmeichele um ihn bemüht hatten, um in den „parlamentarischen Klubs“ zu werden, waren über Nacht so kurzschichtig geworden, daß sie ihn auf der Straße nicht erkannten. Er wurde nicht mehr zum Vorfigenden seiner Faction gewählt, und bei den Wahlen in die vorkommende Commission mußte er einem blutjungen Abgeordneten von der gemäßigten Linken weichen, der kaum sechszwanzig Jahre alt war. Ein Mißgünstiger, ein Axtschlag! Und er, Courcier, der Schüler Blanqui's, die feste Säule der äußersten Linken!

Er ward inne, daß alles zu seinem Nachtheil ausschlug, daß ihm nichts, was er auch unternehmen mochte, ge-

lingen wollte. Nach zehn Jahren parlamentarischer Thätigkeit war sein Einfluß geringer als am ersten Tage. Damit steigerte sich seine Verwirrung; er wurde stiller und in sich gekehrt, auch körperlich ein gebrochener Mann.

Gilberte indessen genoß mit Freuden den religiösen Unterricht in Neuilly und fachte herzhaft bei jeder Arbeit mit an. Das Haus, in das sie auf den Rath ihres geistlichen Besizers getreten war, gehörte nicht zu den Klöstern, wo die frommen Schwwestern einem bescheidenen Mühsal nachgingen. Eine Volksschule, eine Krippe, eine Betriebswerkstatt für Schneiderei war mit dem Kloster verbunden. Es verkante seine Gründung einer Wohlthäterin der Menschheit, die auf ihre Kosten diese Anstalt erbaut und sie mit einem Capital versehen hatte; sie hatte sich aber so rasch entwickelt, und es wurden solche Anforderungen an sie gestellt, daß noch weitere Hilfsquellen erschlossen werden mußten, und daß nun ein Ausschichtsrath reicher Damen das Unternehmen zu verwalten hatte. Die Oberin, Schwester Theresie, war außerordentlich befähigt für ihr Amt. Die Schwestern wohnten in Baracken mit einigen Novizen und Pflegerinnen zusammen, die sich an Stelle von Laienschwestern allen groben Arbeiten unterzogen. Der Reihe nach wurden sie für die Küche verwendet, hatten die Zellen und den Arbeitsaal in Ordnung zu halten, lochten Suppen, lehrten Gänge und Hof oder waren in der Krippe mit Wartung der Kinder, im Hofaal mit Handarbeit beschäftigt. Die tapferen Frauen verbrachten mit Ausnahme der Stunde, wo ihnen religiöse Uebungen vorgeschrieben waren, ihre Kräfte in ununterbrochener Arbeit, die sie vom Morgen bis zum Abend in Anstrenge nahen. Einzelne nahmen nicht einmal an den Andachtsübungen teil, weil sie auch während der Zeit des Gottesdienstes den Ausschichtsrath führen und die leonardene Arbeit in Gang erhalten mußten.

Vom ersten Tage an hatte Gilberte ohne Scheu und Hören ihr Beispiel gefolgt, so wenig auch große Arbeit ihrer bisherigen Erziehung entsprach. Ohne Murren verrichtete sie Magdendienste mitten unter den Schwestern, die meist Vornehmliche ohne höhere Bildung, aber ehrliche, brave Seelen waren. Zweimal wöchentlich kam der Großvater von Broffard in Person nach Neuilly, um sein Beichtkind selbst in die Religionslehre einzuführen, was für Gilberte wahre Freudenstunden waren. Am Abend, wenn ihre Genossen längst schliefen, lernte sie dann ihren Katechismus, denn wenn sie sich auch der Hausregel des Frühaufstehens fügte, mit den Hühnern zur Ruhe zu gehen war ihr Zeit unmöglich. Bei all der anstrengenden Arbeit fühlte sie sich körperlich merkwürdig wohl; über ihre Lage zu grübeln hatte sie keine Zeit, und das war ein Glück. Gleichwohl ergoß sie ihren Vater nicht. Jede Woche schrieb sie ihm, bat um Nachricht über sein Befinden und verbriefte ihn über unveränderten Liebe. Die Antwort blieb beständig aus; man hätte annehmen können, Courcier habe sein einziges Kind wirklich aus seinem Herzen verstoßen, und das bestimmerte Gilberte tief.

Zwei Monate waren dem jungen Mädchen rasch genug verstrichen; erschöpft von unangesehener Arbeit, aber innerlich ruhig und ohne ihren Entschluß zu bereuen, fand sie jeden Abend in tiefem Schlaf. Eines Morgens war sie im Schlafzimmern beschriftigt, schwere Beiden im Schlaf gefestigten Bettzeug einräumten, als die Oberin mit einer Dame eintrat, die sich die Anstalt zeigen ließ. Gilberte war im Inneren erzagt, als sie die Baronin Trezorier, Heinrichs Mutter, erkannte; Frau von Trezorier durchschritt gelassen den großen Raum und hörte aufmerksam die Erklärungen der Schwester Theresie an, dann wandte sie sich rasch zu Gilberte und begrüßte sie, als ob sie erst gestern beisammen gewesen wären.

„Freut mich, Sie zu sehen, liebes Kind ... das Häubchen kleidet Sie reizend! Schwester Theresie, darf ich mich mit Fräulein Courcier einen Augenblick unter vier Augen sprechen?“

„Gewiß, Frau Baronin, so lange Sie wollen!“ Sie kennen also unsere liebe Kleine? Ich kann wohl sagen, sie ist uns allen ein Vorbild der Sanftmuth und des Fleißes. Meine Tochter, siehe Dich ganz der Frau Baronin zur Verfügung ... sie ist eine unferer Wohlthäterinnen, und ihr werden wir den nöthigen Neubau zu danken haben.“

Ihren Schlüsselbund schwingend, dessen helles Klirren ein wohlbekanntes Laut in den Klösterräumen war, ging die Oberin ins antastende Zimmer. Sobald sie allein waren, zog Frau von Trezorier das junge Mädchen in ihre Arme und küßte sie herzlich.

„Um Ihre Anwesenheit allein bin ich hier, Gilberte, das wird Ihnen das eigene Herz schon gesagt haben. Jemand, der mir sehr nahe steht, ist beinahe verrückt darüber geworden, daß er nichts von Ihnen erfahren soll. Ich mußte also den ganzen Ausschichtsrath auf den Kopf stellen, um mir den Posten anzueignen der mich ermächtigt, so oft ich will und zu jeder beliebigen Stunde hier einzubringen. Wie Sie sehen, ist mir's endlich gelungen!“

„Aus Schwester Theresies Aeußerung erkenne ich auch, um welchen Preis!“

Die Baronin lächelte.

„Das hat nichts zu sagen, mein Kind, und kommt ja überdies den Armen zu Gute. Aber nun zur Sache! Wie geht es Ihnen? Reiben Sie nicht

zu sehr unter den hier geforderten Entbehrungen? Wuthen Sie sich nicht zu viel für Ihre Kräfte?“

„Ich fühle mich vollkommen wohl, gnädige Frau, und wenn ich nur Nachricht hätte, wie es meinem Vater geht, wäre ich ganz befriedigt.“

„Die bringe ich Ihnen, und zwar ganz neugeboren. Meine Kammerfrau hat gestern Abend Ihre alte Rocksjacke geproben. Herr Courcier ist körperlich ganz wohl, aber leider Gottes unverändert in seiner Gesinnung!“

„Wie glücklich von Ihnen, gnädige Frau, daß Sie mein heißestes Verlangen ahnten! Er ist also nicht krank? Dieser rauhe Winter hat seiner Gesundheit nicht geschadet?“

„Nein, mein Kind, wieso denn? Er hat ja einen warmen Ofen, daheim und in der Kammer, aber Sie werden recht frieren? Die Zellen sind sicher eiskalt.“

„Kalt zu schlafen ist ja so gesund.“

„Und Ihre armen Händchen sind ganz toll.“

Die Baronin streichelte Gilbertes allerliebste Hände, die von der groben Arbeit, der sie sich unterzog, freilich geröthet, aber noch nicht hart geworden waren, und sah ihr, gerührt über den Rath, die Ausdauer und Entsaugungskraft des jungen Kindes, mit mütterlicher Rührung in die Augen.

„Ach, gnädige Frau,“ sagte Gilberte ernst, „wenn ich gar nichts zu leiden hätte, könnte ich mit's ja nicht verzeihen, meinem Vater Nummer und Schmerz zu bereiten.“

Frau von Trezorier drückte noch einen Kuß auf die reime, ernste Stirn, dann folgte sie der Oberin, um die Befichtigung der Anstalt fortzusetzen. Heinrichs Name war zwischen den beiden Frauen nicht genannt worden, und doch war Gilberte an diesem Abend von einer inneren Freude erfüllt, die sie lange nicht mehr empfunden hatte. Die Schwester Theresie wunderte sich wenig, sie bei der Arbeit ein Liebköhen trösten zu hören.

In der Froschburger Straße wurde die Heimkehr der Baronin mit heftiger Spannung erwartet. Heinrich konnte immer von einem Zimmer ins andere, und segar den Bankier hatte es Leute Nachmittags nicht im Geschäft geübt. Man ließ der Baronin nicht die Zeit, ihren Hut abzunehmen. Mann und Sohn zogen sie hümmig in ihr kleines Wohnzimmer, wo sie Bericht erhalteten, alle Einzelheiten schildern konnte.

„Aber, Heinrich, so laß mich doch zu Athem kommen.“ wehrte sie ihn lächelnd ab, selbst voll Ungeduld, ihm Freude zu bereiten. „Also denn! Sie ist ganz heil und unverletzt, blickt sogar wie eine Rose, sieht in dem dreibeinigen, weichen Häubchen und den großen blauen Strümpfen reizender aus, als je, hat in dem grauen Wöllchen eine Figur, die fast der Anndacht gefährlich werden könnte! Als ich sie sah, ordnete sie Leitwägen in einen Schranz, aber am Tag vorher hat sie, wie ich hörte, sogar den Hof gelehrt.“

„Gelehrt!“ rief der Bankier entsetzt.

„Jawohl, und zwar soll sie's sehr gut machen. Sie soll den großen Reisschneisen mit erstaunlicher Kraft und Sicherheit reizen.“

„Also wie die unglücklichen Straßenscheiterinnen?“ wimmerte Heinrich. „Wie diese armen Bescheiden, die wir freier und fröhlich an der Arbeit sehen, wenn wir früh zur Jagd fahren, und die dem Vater und mir immer so leid thun?“

„Ach, mein Gott, mein Gott!“

„Ja, nur daß Gilberte keinen Lohn dafür erhält!“

Heinrich konnte die humoristische Auffassung der Mutter nicht theilen. Ihn empörte die Vorstellung, daß seine Gilberte solche Unbill erdulden sollte, und er versank in trübem Schweigen, begann aber dann plötzlich: „Dahin hat also ein rüchichtsloser, beschränkter Vater seine entzückende Tochter gebracht! Und wann wird ihre Prüfung enden? Jetzt ist sie Novize. ... Kein Mensch weiß, ob Courcier seinen Eigensinn je aufgeben wird, und thut er's nicht, so legt sie das Gelübde ab. Nach der Follerqual, die in diesem jammerwürdigen Hoffnungslos Schmerz werden, auf immer von ihr geschieden zu sein. Wann das Gelübde in diesem Orden auch sein auf alle Zeiten bindend ist, ein Mädchen wie Gilberte nimmt ein einmal gegebenes Verprechen niemals zurück, und ist sie erst Klosterschwester, dann bleibt sie's ... Was soll dann aus mir werden?“

Frau Trezorier war sehr bestürzt. Sie hatte gehofft, mit der Nachricht von Gilbertes Tapferkeit und körperlicher Leistungsfähigkeit Trost zu spenden und Freude zu bereiten, statt dessen rief sie nur Jammer und Verzweiflung hervor. Auch ihr Mann war ganz ubergelassen.

„Wenn ich mich in die Lage dieses Courcier versetze!“ bemerkte er. „Mich würde der Jammer zu Boden brüden.“

„Dieser Courcier ist ein Schusall!“ braufte Heinrich auf. „Wirst Du den Menschen etwa bemitleiden? Ich hätte eher Lust, in den Bourbonpalast zu gehen, ihn an seinem langen Bart zu pödeln, auf den das Kameel so eitel ist, ihn durch die ganze Friedensgalerie zu schleifen und mit Fuhrtritten zu bearbeiten. Diesen Menschen habe ich besorgt, daß ich ihn mit kaltem Blut erwürgen könnte! Ach! Wenn der Unwirsch nicht Gilbertes Vater wäre.“

Der Bankier und seine Frau blieben mit Entsetzen auf ihren ruhigen, fasten Sohn, den zum ersten Mal im Leben in ihrer Gegenwart der Jähzorn

übermannte, daß er mit blutunterlaufenen Augen, erbarmendem Gesicht wie Zaublichter um sich schlug.

„Was liegt daran?“ rief er schließend, sich etwas fassend, „dieser Zustand ja nicht andauern! Dieser Zustand ist nicht!“

„Was fannst Du dagegen machen, mein armes Kind? Du rennst gegen unüberwindliche Hindernisse an, Widerstand des Vaters und den des Entschlusses der Tochter!“

„Kann ich sie nicht übersteigen, werde ich sie aus dem Wege schaffen, diese Hindernisse ... so wird's nicht fortgehen.“

„Auf keinem Gesicht war ein so jährengeuriger Entschluß zu lesen, daß Eltern erschrecken.“

„Ich sehe voraus, daß Du keine Unbesonnenheit, keine Gewaltthat planst,“ bemerkte der Baron.

„Nein, Papa.“

„Sege auf keinen Fall den Jungen Mithras auf's Spiel ... mußt Du dir heilig sein.“

„Lieber herbe als sie schädigen.“

„Um's Sterben handelt es sich, der Hand noch nicht!“ warf die Mutter ein.

„Kommt, beruhige Dich ein wenig und setze der Mutter und mir ein einander, was Du im Schilde führst.“

„Mein Plan ist sehr einfach.“

„Werde in des Löwen Höhle gehen, und nicht gründlich und ehrlich auszusprechen, mit diesem Courcier. Seit er weiß, wer ich bin, habe ich ihn ja gar nicht mehr gesehen, und ich muß sein Gesicht erblicken, seine Stimme hören.“

„Aber Du heist doch mit Gewalt samkeiten droht.“

„Thöricht genug. Sinnlose Wuthweil ich ja doch nicht in der Lage bin, in Taten anzuknüpfen. — Dumheiten, wie sie im Joren entschließe.“

„Wenn Dich aber im Gespräch Courcier der Joren auf's Neue trifft?“

„Ich werde an Gilberte denken und ruhig bleiben.“

„Und was willst Du ihm de eigentlich sagen?“

„Was mein Gefühl, mein Herz eingeben wird.“

„Und wenn er Dir kein Gehör schenkt?“

„Dann müßte ich, daß von mir nichts mehr zu hoffen ist. Bis das habe ich meine Zweifel darüber.“

„Run gut, mein Sohn,“ sagte Frau von Trezorier, „ich halte es für richtig, daß Du diesem Dhang, der viele eine Eingebung ist, folgst. Wenn Du auch sagen magst, wir werden die Worte nicht widerlegen. Nicht wo lieber Mann?“

„Gut, gewiß! Diese beiden Artikel zu machen, daß ist die Hauptsache ... und müßte ich selbst das verziehen, bei der nächsten Bar-Lign wieder gegen diesen Courcier auftreten. ... Der Himmel weiß, damit mein kleines Opfer bringe!“

Heinrich überlegte eine Zeitlang, dann fragte er mit großem Groll: „Darf ich so weit gehen, Papa, Dpolitischen Grundzüge für meine Joren zu verlegen?“

Trezorier fuhr zusammen, und seltsames inneres Uebelnagen pres sich auf seinen Zügen aus.

„Es thut mir weh, Heinrich, daß aus dieser Frage ersehen muß, wenig Gewicht Du darauf legst, wenig sie Dir Herzenssache sind. Selbsthaft, wie diese jungen Leute sonst und anders von Gleichgültigkeit gesiebt sind. Monarchie, Republik, Verfassung oder eine andere, ich kümmere mich nicht darum! Nur an die Alten kennen noch Treue, politische Gefühl!“

„O Papa! Die Irene lenn' ich aber an Herzen liegt mir nur die Liebe für meine Gilberte.“

„Er ist jung,“ sagte die Mutter lächelnd, „und er ist verliebt, da nman Nachsicht üben, lieber Mann, so mehr, als er nicht glücklich ist.“

„Immerhin, mein Sohn,“ bemerkte der Bankier einlenkend, „geh' wenigstens nicht über die gemäßigste Linie hinaus!“

Heinrich umfaßte den Vater in mütterlicher Fürsicht.

„Ach, Papa! Wie erkenne ich die Liebe an dem ungehörigen Opfer, Du mir damit bringst! Aber sie verführe, ich werde Deine Erlaubnis nicht missbrauchen, im Gegentheil ... Ich will ich bei diesem Courcier Alles ausschlagen, ohne ihm das geringste Zugeständnis zu machen.“

„Dann, mein Kind, könnten wir erlich frühstücken,“ bemerkte der Bankier.

Als er seiner Frau den Arm umarmte, bemerkte er lächelnd: „Die Irene wird's wohl nie ganz einsehen, wir wir uns abradern müßten, um sie Millionären und Baronin zu machen.“

**Dreizehntes Kapitel.**

Es war drei Uhr Nachmittags, als Heinrich in der Bourgoisstraße am Bourbonpalast trat. Er wandte sich der Haupttreppe zu, aber ein Thürhüter verbot ihm den Weg und führte ihn durch die ganze Friedensgalerie zu schleifen und mit Fuhrtritten zu bearbeiten. Diesen Menschen habe ich besorgt, daß ich ihn mit kaltem Blut erwürgen könnte! Ach! Wenn der Unwirsch nicht Gilbertes Vater wäre.“

Der Bankier und seine Frau blieben mit Entsetzen auf ihren ruhigen, fasten Sohn, den zum ersten Mal im Leben in ihrer Gegenwart der Jähzorn